PHOTOSHOT

Autorin Jablonskaja um 2010: *„Ich habe das Gefühl, dass mir nur noch wenig Zeit bleibt“*

THEATER

Die Verlorene von Odessa

Die ukrainische Dramatikerin Anna Jablonskaja starb 2011 bei einem Terroranschlag auf dem Moskauer Flughafen. Jetzt kommt ihr wichtigstes Stück „Heiden“ in Deutschland heraus.

Sie hat über „die Saukälte am Ufer des dreckigen eisigen Meeres“ geschrieben, über „die fetten schwarzgeflügelten Raben“ in den Parks und über die Geldgier, die Gleichgültigkeit und die Kulturverachtung ihrer Mitbürger. Viele ihrer russischen Freunde haben ihr gesagt, sie müsse unbedingt abhauen aus Odessa und aus der Ukraine, aber die Schriftstellerin Anna Jablonskaja ist geblieben.

Jetzt, im Spätsommer 2012, kann man das verstehen. Eine milde, herbstliche Sonne scheint auf die abblätternden Jugendstilfassaden von Odessa. Auf den Straßen schieben sich zerbeulte Busse und blankpolierte BMW-Limousinen durch die viertelmetertiefen Pfützen, die der letzte Gewitterregen hinterlassen hat. Am Straßenrand hat das „Harley Rock Cafe“ ein paar Tische aufgestellt. An einem dieser Café-Tische berichtet der Mann, mit dem Anna Jablonskaja sechs Jahre lang verheiratet war, vom Kampfgeist der Dichterin: „Manchmal stelle ich mir vor, wie begeistert sie sich für die Punkrockerinnen von Pussy Riot in die Schlacht gestürzt hätte in diesem Sommer“, sagt Artjom Maschutin, „sie hätte auch hier in Odessa eine Menge Wirbel gemacht.“

Die ukrainische Schriftstellerin Jablonskaja, deren Stücke in Moskau, St. Petersburg und Minsk aufgeführt und angefeindet und gelobt wurden, wird nie mehr für die Freiheit der Kunst kämpfen. Sie starb durch eine Bombe, die ein Selbstmordattentäter am 24. Januar 2011 um 16.32 Uhr im Ankunftsbereich des Moskauer Flughafens Domodedowo explodieren ließ, unmittelbar neben den Gepäckbändern. 36 Menschen wurden durch die Bombe getötet, unter ihnen der angebliche Täter, ein 20-jähriger Islamist aus Inguschien; mehr als 150 Menschen wurden verletzt.

Anna Maschutina, die unter ihrem Mädchennamen Jablonskaja schrieb, war 29 und eines der jüngsten Opfer des Terroranschlags. Sie war gerade aus Odessa angekommen, wo sie sich am Morgen von ihrem Mann und ihrer damals dreijährigen Tochter verabschiedet hatte. Das Ziel ihrer Reise war eine Preisverleihung. Auf der Gala einer großen russischen Filmzeitschrift sollte sie in Moskau ausgezeichnet werden für ihr Stück „Heiden“ – weil es, so die Meinung der Preisrichter, auch als Filmstoff erstklassig sei.

„Heiden“ ist das vermutlich wichtigste Werk von Jablonskaja. Sie hat Gedichte, Essays und fast 20 Theaterstücke verfasst, die „Videokamera“ heißen oder „Kosmos“ und sich fast alle auszeichnen durch handwerkliche Gerissenheit und einen poetischen Zorn. In den Nachrufen wurde Jablonskaja als große Hoffnung des russischen Theaters gewürdigt. Sie habe die moderne Welt „mit einer die Eingeweide zerfetzenden Härte“ beschrieben, hieß es zum Beispiel in der „New York Times“. Doch zugleich war sie eine magische Realistin, deren Stücke von einem untröstlichen Liebes- und Glücksverlangen zeugen; bei aller existentialistischen Unerbittlichkeit münden sie fast immer in einer Art Happy End. Jablonskaja lässt einen in menschliche Höllen blicken, wie es Filme wie Fernando Meirelles’ „City of God“ oder Theaterskandal-Klassiker wie Edward Bonds „Gerettet“ tun, aber auf wundersame Weise sind die Helden ihrer Dramen (und die Zuschauer) am Schluss jeweils noch mal davongekommen.

In dieser Woche kommt „Heiden“ zum ersten Mal auf einer deutschen Bühne heraus, im Mannheimer Nationaltheater, wo man sich seit ein paar Jahren so fleißig und engagiert um internationale Gegenwartsdramatik kümmert wie sonst nirgends im deutschen Sprachraum. „Heiden“ ist das Stück einer Autorin, die man in Odessa als „Satansweib“ beschimpft habe, wie der Witwer Artjom Maschutin sagt. Auch in Moskau haben sich ein paar Zuschauer wegen angeblich blasphemischer Sätze aufgeregt – in einem Drama, das perfekt auf der Höhe unserer Zeit ist, einer Zeit, in der religiöse Raserei weltweit ein Massensport zu sein scheint.

„Heiden“ beginnt als ziemlich gewöhnliches Familiendrama in einem Großstadtwohnblock. Eine ältere Frau kommt nach vielen Jahren zu Besuch bei Schwiegertochter, Sohn und Enkelin und spielt sich als Erleuchtete auf, die christliche Frömmigkeit und Gottesgehorsam lehrt – und gerade weil die Alte mit ihrer eifrigen Mis-

sionierungsarbeit erst Erfolg hat, nehmen gleich mehrere Katastrophen ihren Lauf.

Jablonskajas Stück spielt in einer verkommenen Welt unter lauter komplett Orientierungslosen. Die eigentliche Heldin ist eine 19-Jährige namens Kristina, die ihr Studium geschmissen hat und sich, so glauben ihre Lieben, allnächtlich am Schwarzmeerstrand als Prostituierte verkauft. Um sie herum zetert eine kaputte, aber keineswegs unsympathische Brut. Kristinas Vater ist ein verhinderter Künstler, der Klarinettist in der Oper werden will und sich im Badezimmer einschließt, um dort Radio-Sinfonien zu hören. Kristinas Mutter ist eine Matrone, die ihren Mann als Versager beschimpft und die Nachbarn anbrüllt – aber wenn ihr Handy klingelt, zerfließt ihre Stimme vor Schleimerei, weil sie nebenbei als Maklerin Wohnungen verhökert, „dunkle, stinkende Flure“, wie es im Stück heißt.

Komisch und rabiat schildert „Heiden“ den postsowjetischen Alltag in einer Hafenstadt, die Odessa gleicht. Manche in der Stadt bezichtigten Jablonskaja, sie sei eine Nestbeschmutzerin. Dass sie nicht auf Ukrainisch, in der einzig offiziellen Landessprache, schrieb, sondern auf Russisch, machte die Sache nicht einfacher. Auf Ukrainisch wären ihre Stücke Ladenhüter geblieben. Außerdem, so sagt Artjom Maschutin: „Auch 21 Jahre nach der Unabhängigkeit denken fast alle Menschen in Odessa immer noch auf Russisch. Sie träumen sogar auf Russisch.“

Anna Jablonskaja wurde öfters verglichen mit Sarah Kane und Mark Ravenhill und den jungen britischen Dramatikern der Neunziger, doch anders als die legendären wilden Briten erzählt Jablonskaja nicht in surrealistisch schrillen Horrorbildern, sondern in lakonischer Beiläufigkeit von Gemeinheit, Gier und Gewalt. Wobei es durchaus vorkommt, dass einer ihrer Figuren plötzlich ein Blutschwall aus dem Auge quillt und alle herumbrüllen vor Schreck.

In Odessa ist sie dem Elend, das sie beschreibt, fast täglich begegnet. Die Stadt am Meer, in der ein buntes Völkergemisch unter anderem aus Juden, Griechen, Bulgaren, Polen lebt, hat heute einen ziemlich miesen Ruf. Auf den Boulevards in Hafennähe sind neben braven Kreuzfahrt-Tagesausflüglern jede Menge Sextouristen aus Russland und Deutschland unterwegs, auch für heiratswillige westeuropäische und amerikanische Männer ist die Stadt ein beliebtes Ziel. Nach Schätzung der Weltgesundheitsorganisation WHO ist jeder sechste Stadtbewohner mit HIV infiziert, das ist in Europa Rekord. Die Wirtschaft der Ukraine leidet, weil Korruption und Rechtsunsicherheit ausländische Investoren abschrecken. Politisch ist das Land seit der Orangen Revolution von 2004 in Unruhe, die Inhaftierung der Revolutionsheldin und ehemaligen Regierungschefin Julija Timoschenko hat die Nation weiter isoliert.

Jablonskaja ist in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, als Tochter eines Journalisten, der seinen jüdischen Namen gegen einen ukrainischen tauschte, weil er, wie Maschutin sagt, „seine Ruhe haben wollte“. Jablonskajas Mutter hat ukrainische Vorfahren, bei ihr lebte sie nach der Scheidung der Eltern. Nach dem Abitur studierte sie in Odessa Jura und arbeitete nebenher in einer Getränkefirma. Schon als Teenager hatte sie mit dem Schreiben angefangen.

Fast immer sind ihre Helden Menschen, die keinen Halt finden und ihr Heil in der Jagd nach dem Geld suchen, „90 Prozent ihrer Dialoge hat sie dem abgelauscht, was die Menschen auf der Straße oder im Café sprachen“, behauptet Maschutin.

Einer dieser Jablonskaja-Helden ist ein Söldner, der vom Kriegseinsatz im Irak zu seinen Lieben zurückkehrt, ein Krüppel an Körper und Seele. Ein anderer ein hoher Beamter, der sich den Auftrag aufhalsen lässt, alle Penner und Irren der Stadt zu vertreiben. Ein dritter schließlich ein korrupter Priester, der einen Import-Export-Handel aufgezogen hat, mit dem er absahnt, aber in den Containern, die seine frommen Helfer beladen und leerräumen, sind keine Bibeln und Hilfsgüter, sondern Zigaretten und Schnaps. Von der „Sinn-

CHRISTIAN KLEINER / NATIONALTHEATER MANNHEIM

„Heiden“-Darstellerin Katharina Hauter in Mannheim
Religion als Störfaktor in einer sinnleeren Welt

losigkeit des Weltenfundaments“ ist, in Anspielung auf Nietzsche, im Stück die Rede.

Die allermeisten ukrainischen Kulturverantwortlichen hätten Jablonskajas Arbeit schmählich ignoriert, sagt ihr Witwer. Nach ihrem Tod habe sich an dieser Ignoranz nichts geändert. Im Januar, zu Anna Jablonskajas erstem Todestag, lief im Russischen Theater der Stadt, einem Riesenbau mit frischgestrichener senfgelber Fassade, immerhin an drei Abenden das Stück „Heiden“. Allerdings musste Maschutin das Theater für die Gedenkaufführungen mieten. Auch den Regisseur und die Schauspieler hat er bezahlt.

In Mannheim wird jetzt der Regisseur Burkhard C. Kosminski die deutsche Erstaufführung von „Heiden“ präsentieren. Er nennt Jablonskajas Stück einen „krassen, erschütternden Wurf“ und will eine Geschichte erzählen, die fast überall auf der Welt spielen könnte. „Diese brüchigen Existenzen, die da herumzetern und unzufrieden sind mit sich, der Gesellschaft und überhaupt der menschlichen Existenz, sind oft schreiend komisch“, sagt Kosminski. Er hat in den vergangenen Jahren eine Menge neue Stücke aufgeführt, von deutschen Autoren wie Theresia Walser oder Felicia Zeller und von US-Dramatikern wie Tony Kushner oder Tracy Letts.

In den letzten Wochen vor ihrem Tod wirkte Anna Jablonskaja von Selbstzweifeln gequält, sagt Artjom Maschutin. „Sie fühlte sich elend, sie klagte, dass sich niemand ernsthaft interessiere für ihre Arbeit.“ Er habe gedacht, ihre Traurigkeit habe damit zu tun, dass sie zum zweiten Mal schwanger war. „Ich dachte, das wird schon wieder.“ In ihrem Internetblog notierte Anna Jablonskaja am 21. Dezember 2010: „Ich habe das Gefühl, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt.“

Mitte Januar verlor sie ihr Kind, eine Fehlgeburt, die Ärzte sagten, so was passiere. Eigentlich habe sie nicht zu der Preisverleihung nach Moskau fliegen wollen, sagt Maschutin, aus Rücksicht auf die dreijährige Tochter Mascha, Angst vorm Fliegen hatte sie sowieso. Dann entschied sich Anna Jablonskaja, doch aufzubrechen.

Vom Tod handeln viele ihrer Texte. Zum Beispiel vom Erschrecken zweier Liebender darüber, „dass es keinen Unterschied gibt zwischen einer Welt, in der wir sind, und einer Welt, in der wir nicht sind“.

Anton Tschechow und Sigmund Freud und Fjodor Dostojewski waren die Autoren, die Anna Jablonskaja verehrte. „Der Mensch ist nie bereit“, beginnt einer von Jablonskajas schönsten Sätzen, den sie in den Monaten vor ihrem Tod niederschrieb. „Weder für das Glück noch für den Tod, überhaupt für gar nichts.“

Wolfgang Höbel